



»Ich bin toxisch«

Niemand im Westen steht Wladimir Putin näher als Matthias Warnig, der Chef der Pipeline-Firma Nord Stream 2. Unterwegs mit einem Mann, der vor seiner Geschichte flieht

Von Stefan Willeke, DIE ZEIT, 26.01.2023

An einem dieser strahlend schönen Tage des neuen Jahres 2023 sitzt Matthias Warnig auf der Terrasse seiner Ferienwohnung auf Gran Canaria und versucht, sich in dem fantastischen Blick auf den Atlantik zu verlieren, als ihn sein Steuerberater anruft. Der Chef der Stuttgarter Kanzlei ließ schon ankündigen, dass er sich persönlich melden werde. »Das heißt meist nichts Gutes«, sagte Warnig, als er davon erfuhr. Seinem achtjährigen Sohn, der im Wohnzimmer spielte, nahm er das Tablet weg und tippte auf der Tastatur herum. Er suchte nach Informationen, irgendwelche Steuersachen.

Mit einem Mal ist er kein Urlauber mehr, sondern ein Mann auf der Flucht vor seiner Geschichte. Seit Oktober zieht das Finanzamt im badischen Müllheim alle Register, große Steuerprüfung bei Matthias Warnig. Einkommensteuer, Gewerbesteuer, Kapitalertragsteuer. Aber das ist noch das Wenigste. Er ist in den bösen Verdacht geraten, ein russischer Vasall zu sein.

Der 67-jährige Warnig steht an der Spitze des Unternehmens Nord Stream 2, das dem russischen Gazprom-Konzern gehört und gegründet wurde, um russisches Erdgas nach Deutschland zu leiten. Aus, vorbei. Außerdem ist Warnig der einzige Deutsche, der wegen seiner Russlandgeschäfte auf der Sanktionsliste der Amerikaner steht. Das liegt auch daran, dass niemand im Westen eine engere Beziehung zu Wladimir Putin hat als Matthias Warnig. Hunderte Male haben sie sich seit den Neunzigerjahren getroffen. Sie haben gemeinsam gejagt, gefischt und gezecht. Vor gut 20 Jahren, als beide in einer tiefen Ehekrise steckten, gingen sie eine Zeit lang in Russland jeden Morgen gemeinsam frühstücken und weinten sich aus. Auch das verbindet.



Warnig war einmal ein Spion der Stasi, er war auch Investmentbanker und ein unscheinbarer Strippenzieher in Putins Diensten. Warnig war schon immer vieles zugleich. In dem schwer durchschaubaren Beziehungsgeflecht, das der russische Präsident anlegte, ist Warnig eine zentrale Figur.

Jetzt sitzt er unter einem Sonnenschirm an der Küste der spanischen Ferieninsel Gran Canaria und telefoniert mit seinem Steuerberater. Warnigs russische Frau Elena ist gerade vom Strand zurück und hängt nasse Handtücher zum Trocknen auf. Seine Schwiegermutter, die Babuschka, liest seinem Sohn etwas aus einem russischen Kinderbuch vor, während Warnig dem Anrufer »ein gutes neues Jahr« wünscht. Danach hört Warnig stumm zu, sein Gesichtsausdruck verrät nichts.

Merkwürdig, dass ihm der Steuerberater schon vor Weihnachten eine Abschlussrechnung über rund 31.000 Euro schickte, obwohl Warnig ihm eine Kiste mit herrlichem Weißwein hatte überbringen lassen: einen echten Warnig der seltenen Sorte Auxerrois, den er auf seiner zehn Hektar großen Rebfläche in Südbaden anbaut. Am Ende des Gesprächs sagt Warnig in sein Handy: »Das ist nicht schön. Aber ich bin nicht überrascht.« Auch der Steuerberater will nun nichts mehr mit Matthias Warnig zu tun haben und kündigt die Zusammenarbeit. Eine Anweisung aus der Zentrale, die international tätige Kanzlei ist auf das Wohlwollen der Amerikaner angewiesen. Und für die amerikanische Sanktionsbehörde ist Warnig ein Feind.

Am Neujahrsmorgen hat die Commerzbank seine Kreditkarte gesperrt. Warnig bekommt es erst mit, als er das Eis bezahlen will, das sein Sohn am Rand des Swimmingpools im benachbarten Hotel gegessen hat. Acht Euro, in Warnigs Welt ein mikroskopischer Betrag, aber plötzlich fällt die Kreditkarte aus. Er muss Freunde bitten, ihm auszuhelfen. Warnig gewöhnt sich wieder an Bargeld, das er sich bei anderen Menschen besorgt und in sein Portemonnaie steckt. Immerhin, die Geldkarte seiner Frau funktioniert noch.

Auf der Strandpromenade vor Warnigs Apartment schlendern Touristen in T-Shirts und kurzen Hosen unter einem makellos blauen Himmel, Sonnenschein, 24 Grad. Aber der Mann, der sonst in Zahlen mit vielen Nullen denkt, spricht vom Einfrieren. Eingefrorene Konten, eingefrorene Kreditkarten. Sein ganzes Leben wird



schockgefrostet, und er kann nichts dagegen tun. Machtlosigkeit ist etwas, das er bisher nicht kannte.

Es dauerte Monate, bis Matthias Warnig bereit war, sich von einem Reporter beobachten zu lassen. Alle paar Wochen ein Anruf bei ihm, immer lautete die Antwort Nein. Kurz nach dem russischen Angriff auf die Ukraine sagte er Nein, dabei blieb es im vergangenen April, Mai, Juni, Juli, August. Manchmal klingelte im Hintergrund ein weiteres Telefon, dann beendete er rasch das Gespräch. Oft waren seine Sätze abgehackt, so als habe er Mühe, sich in einem Chaos zu behaupten. Er müsse »all die Dinge tun, die zu tun sind«. Was meinte er wohl?

Seine Firma Nord Stream 2 im Schweizer Steuerparadies Zug geriet in eine staatlich gelenkte Insolvenz, ein sogenannter Sachwalter wurde inthronisiert – ein fremder Herrscher, dem Warnig noch heute Rechenschaft abzulegen hat. Über Nacht wurde Warnig zum Untertan.

Er schied aus dem Aufsichtsrat des Fußballclubs Schalke 04 aus, in dem er den langjährigen Hauptsponsor, den russischen Energiekonzern Gazprom, vertreten hatte. Der Bürgermeister der badischen Kleinstadt Staufen, in der Warnig mit seiner Familie lebt, schrieb ihm einen Brief. Darin forderte der Mann ihn auf, sich von Putin zu distanzieren, und kündigte Warnig an, ihm die 5000-Euro-Spende für die Staufener Kulturwoche zurückzugeben. Noch heute steht das Schreiben auf der Website der Stadtverwaltung. Es war der Beginn einer vorhersehbaren Ächtung.

Warnig gab eine öffentliche Erklärung ab, in der er Putins Krieg einen »unbeschreiblichen Irrtum« nannte. Er entschied sich für eine Form der Distanz, die gerade groß genug war, um von Kritik sprechen zu können. An seinen Sitzen in den Aufsichtsräten der russischen Konzerne Rosneft und Transneft hielt er zunächst noch fest, erst Wochen später gab er sie auf.

Schließlich, Anfang September vergangenen Jahres, ist Warnig bereit, sich mit der ZEIT zu treffen. Er hat in Berlin zu tun und schlägt vor, sich an einem diskreten Ort zu verabreden. Im Garten eines kleinen Hotels? Warnig ist einverstanden. Eine schwere Limousine fährt vor. Der Chauffeur bleibt am Steuer sitzen, aus dem Fond des Wagens steigt ein rundlicher Mann, der einen dunklen Anzug trägt und freundlich herübernickt.



Man könnte Matthias Warnig für einen Staatsgast halten, wenn er nicht darauf achten würde, unerkant zu bleiben. Der Fahrer parkt den Wagen an der nächsten Straßenecke und geduldet sich.

Im Garten des Hotels setzt sich Warnig an einen Tisch, trinkt schwarzen Kaffee und sagt einen Satz, den man so schnell nicht vergisst: »Ich bin toxisch.« Wer wolle sich mit ihm heute noch blicken lassen? Selbst die wenigen arglosen Freunde, die weiterhin zu ihm stünden, müsse er davor schützen, durch seine Nähe vergiftet zu werden. Er frage sich jetzt oft, wen er durch seine Anwesenheit beschädigen könne.

Ein paar Tage vor der russischen Invasion, sagt er, habe er einen einflussreichen amerikanischen Politiker in Brüssel getroffen, der vor einem Krieg in der Ukraine warnte. Warnig, der kurz zuvor mit einem rational wirkenden Putin in Moskau zusammengesessen hatte, habe den Amerikaner beschimpft. Krieg? Lächerlich, völlig undenkbar.

Ein paar Monate später habe er Putin wieder in Moskau besucht. Es gibt keine Zeugen dieses Gesprächs, Warnig fasst es so zusammen: »Was sind deine Ziele?«, habe er Putin gefragt, fast immer unterhalten sie sich auf Deutsch. Warnig habe Putin klarzumachen versucht, dass er den Krieg beenden müsse. »Du redest von Donezk und Luhansk, gleichzeitig wollen deine Truppen Kiew einnehmen. Wie geht das zusammen? Willst du Odessa oder Charkiw oder die ganze Ukraine, oder noch mehr?« Aber Putin habe bloß erwidert: »Das ist ein Staatsgeheimnis.« Sie hätten einander gegenübergesessen wie zwei Freunde, die sich plötzlich nichts mehr zu sagen haben.

»Bring deine Familie nach Moskau, wir finden hier was für dich«, habe Putin ihm in diesem Gespräch angeboten. Aber Warnig habe die Idee sofort verworfen. »Soll ich hinter hohen Mauern leben?« In Putins Reich würde er sich verloren fühlen, sagt er, doch in seiner deutschen Heimat, der Kleinstadt bei Freiburg im Breisgau, schlägt ihm Misstrauen entgegen. Ein Nachbar hat damit gedroht, Warnigs Hund umzubringen, einen Dänisch-Schwedischen Hofhund namens Ali, der »Schisser« gerufen wurde. Als »Schisser« plötzlich an inneren Blutungen zugrunde ging, verbot sich Warnig den naheliegenden Gedanken, die Leiche obduzieren zu lassen. Bloß keine weiteren



Konflikte. Matthias Warnig ist jetzt ein Mensch zwischen den Fronten, kein Staatsgast, sondern ein Staatenloser.

Dann steht er im Berliner Hotelgarten vom Tisch auf, er müsse los. »Heute Abend sehe ich noch meinen Aufsichtsratsvorsitzenden«, sagt Warnig. Gemeint ist der ehemalige Bundeskanzler Gerhard Schröder, der sich von Gazprom einspannen ließ. Der Aufsichtsratsvorsitzende. Warnig spricht gern in Funktionen. Den Gazprom-Chef Alexej Miller nennt er nicht Alexej oder Miller, sondern »meinen Shareholder«.

Matthias Warnig ist ein widersprüchlicher Mensch. Meist wirkt er wie ein liebenswerter Großonkel, der bereitwillig aus seinem Leben berichtet und sich höflich bedankt, wenn man ihm einen Becher Kaffee aus dem Automaten im Hotel bringt. Aber die Leutseligkeit, die in solchen Momenten aus ihm spricht, wird von keiner Herzlichkeit begleitet. Selten strahlt er die Wärme aus, die zu seinen offenen Worten passen würde. Er lächelt manchmal, aber er lacht kaum. Er bleibt in Deckung.

Auf Fotos sieht man ihn neben Angela Merkel, Gerhard Schröder oder Wladimir Putin stehen. Warnig hat kurze Ansprachen bei öffentlichen Veranstaltungen gehalten, aber seine Worte blieben blass. Als er am Kaffeetisch von sich erzählt, schmückt er nichts aus, tut sich nicht wichtig. Er spart sich funkelnde Pointen. Er hat gelernt, sich zu beherrschen. Mal gleiten seine Mundwinkel eine Spur aufwärts, das ist dann Freude. Mal bewegen sie sich leicht nach unten, Betrübnis. In einem älteren Dokumentarfilm über das Gas der Russen taucht eine Sequenz mit Matthias Warnig auf. Sie dauert gerade mal 22 Sekunden.

Mit verschränkten Armen kämpft sich Warnig durchs Leben. Am Rande der Mächtigen hat er seinen Platz gefunden, im Zentrum fühlt er sich unwohl. »Bodenständig« nennt er sich. Als Jugendlicher arbeitete er eine Zeit lang im Bergbau. Wenn er heute das Steigerlied höre, bekomme er Gänsehaut, sagt er.

1955 wird er im südlichen Brandenburg geboren und wächst in der kleinen Gemeinde Ruhland auf, Lausitz, Braunkohlrevier. Er ist das Kind einer örtlichen SED-Funktionärin, die als Lehrerin arbeitet, und ihres Geliebten, den Matthias Warnig nie kennenlernt. Es ist der verheiratete Leiter der Schule, der sich aber nicht zu ihr und dem



Jungen bekennt. Mit seiner Mutter, die Geld verdienen muss, lebt Matthias Warnig bei den Großeltern in einer Vierzimmerwohnung.

Noch als Schüler folgt er der Parteilinie der Mutter und lässt sich vom Ministerium für Staatssicherheit als Spitzel anwerben, der für jeweils 50 bis 100 Mark andere Jugendliche aushorcht. Beim Blick in seine Stasi-Akte stößt man sofort auf seine Begeisterung für den SED-Staat. In der geschwungenen Schreibschrift eines Schulkindes gibt er 1974 zu Protokoll, er wolle den »Kampf gegen die Feinde unseres Staates« antreten, »auftragsgemäß oder aus eigener Initiative«. Er werde über »alle mir bekannt gewordenen Mißstände, Vorkommnisse und negative Erscheinungen« der Stasi berichten. Darüber werde er »strengstes Stillschweigen« bewahren. Er sucht sich den Decknamen »Hans-Detlef« aus. Später wird er »Ökonom« genannt.

Aus der Spionage wird sein Beruf. Leutnant, Oberleutnant, Hauptmann. Erich Mielke, der Minister für Staatssicherheit, zeichnet Warnig 1984 mit dem Kampforden »Für Verdienste um Volk und Vaterland« aus. »Ich habe es mit einer gewissen Leidenschaft gemacht«, sagt Warnig heute.

1986 wird er nach Düsseldorf versetzt. Im Haus der DDR-Handelskammer, in dem es auch eine Schule gibt, eine Kantine und ein Schwimmbad, sammelt Warnig Informationen über die westdeutsche Wirtschaftselite. Offiziell tritt Warnig im Westen als »wissenschaftlicher Mitarbeiter« des Ministeriums für Außenhandel in Ost-Berlin auf.

Lange nach dem Ende der DDR, im Oktober 2016, will sich der ehemalige Kanzleramtschef Bodo Hombach auf einer Hochzeitsfeier einem anderen Gast vorstellen, Matthias Warnig. Der aber sagt: »Herr Hombach, ich kenne Sie schon.« Die Stasi nahm damals auch Hombach ins Visier, als er Landesgeschäftsführer der nordrhein-westfälischen SPD war. Seine private Telefonleitung wurde angezapft, sein Autotelefon und sein Dienstapparat. Mehr geschmeichelt als erschrocken antwortet Hombach auf der Hochzeitsfeier: »Och, so wichtig war ich?«

Als der damals 31-jährige Stasi-Offizier Warnig aus der DDR nach Düsseldorf zieht, hat er bereits eine Frau und zwei kleine Kinder, eine Tochter und einen Sohn. Gemeinsam leben sie nun im Rheinland. Matthias Warnig und seine Frau Bärbel fahren



mit den Kindern ins Phantasialand, wo es eine Wildwasserbahn gibt, auf die Zugspitze, nach Amrum, Baltrum und Wangerooge, dorthin, wo es sich im Urlaub gut aushalten lässt.

Im Sommer 1989, wenige Monate vor dem Zusammenbruch der DDR, wird Warnig zurück nach Ost-Berlin versetzt. Der Grund dafür wird ihm verschwiegen, aber es ist wahrscheinlich, dass er im Westen aufgefliegen ist. Warnig fiel ein Auto auf, als er am Ende einer Reise zurück nach Düsseldorf fuhr. Der Wagen folgte ihm auch noch, als er in Bochum auf einen Schleichweg abbog. Anschließend berichten ihm seine Kollegen in der Dachkammer der DDR-Handelsmission, die Abhörprofis, dass auch sie von der Observation eines Autos durch die Westdeutschen erfahren haben.

Als die DDR untergeht, sitzt Matthias Warnig in seiner Wohnung in Ost-Berlin und schaut sich im Fernsehen die Bilder der aufgewühlten Menschen auf der Straße an. So schildert er es heute. Er habe den Ruin des Staates schon seit Langem kommen sehen und sich innerlich abgewendet.

Nach dem Mauerfall muss Warnig umdenken, alles Bisherige hat für ihn seinen Wert verloren. Aber Leute wie er, die den Osten kennen und gleichzeitig in der westdeutschen Wirtschaft Kontakte geknüpft haben, werden gebraucht, als 1991 auch die Sowjetunion kollabiert. Die Dresdner Bank heuert Warnig an, um für sie in Russland Geschäfte einzufädeln. Sein neuer Arbeitgeber ahnt zunächst nicht, dass Warnig nur Schulrussisch beherrscht. Im Auftrag der Bank fährt er mit einer Dolmetscherin durchs Land und landet im Oktober 1991 im Vorzimmer von Wladimir Putin. Noch ist der ehemalige KGB-Agent Putin ein weitgehend unbekannter Mann, Leiter des Komitees für Außenbeziehungen in St. Petersburg.

Matthias Warnig will Putin damals unbedingt sprechen. Die Dresdner Bank hat vor, eine Repräsentanz in St. Petersburg zu eröffnen. Glaubt man Matthias Warnig, dann saß er fast einen Tag lang im Vorzimmer, ohne dass sich Putins Tür öffnete. Warnig hatte sich eine Thermoskanne mit Kaffee und ein paar Stullen mitgebracht, neben ihm wartete die Dolmetscherin. Zu Putins Sekretärin habe er gesagt: »Ich warte, bis der Chef zehn Minuten Zeit für mich hat.« Die Sekretärin von damals, Marina Jentalzewa, wird später die Lebensgefährtin des Gazprom-Chefs Miller. Putins



Assistent von damals, Igor Setschin, leitet heute den staatlichen Ölkonzern Rosneft. Wer sich Putin fügt, kann es weit bringen.

Nach vielen Stunden empfängt Putin schließlich den Abgesandten der Bank. Putin habe sofort Deutsch gesprochen und zu Warnig gesagt: »Lassen Sie den Quatsch. Für eine Übersetzung haben wir keine Zeit.« Später, nach Mitternacht, sei Putin in ein nahe gelegenes Bierlokal gekommen, in dem Warnig auf ihn warten sollte. Der Deutsche setzte seinen Willen durch, und das Russlandgeschäft der Dresdner Bank begann, eng verschränkt mit Warnigs Freundschaft zu Putin.

In Russland wird Warnig zum wichtigsten Mann von Dresdner Kleinwort, der Investment-Sparte der Bank, bei der die ganz großen Deals abgewickelt werden. Zu Warnigs Kunden zählt auch Rolls-Royce. 1997 holt er seine Frau und seine Tochter nach Russland. Aber Warnig bekommt vom Familienleben nicht viel mit, meist reist er herum. Die Ehe zerbricht nach und nach. 1999 lernt er eine andere Frau kennen, die russische Kunststudentin Elena, mit der er heute verheiratet ist. An dem Abend, als Warnig sie das erste Mal in seine Wohnung in St. Petersburg holt, taucht auch Putin bei ihm auf. Warnig sagt, er habe den Freund einfach nicht abwimmeln können. Zu dritt feiern sie mit Champagner in Elenas 22. Geburtstag hinein. Wenige Tage später wird Putin Ministerpräsident.

Nachdem die Dresdner Bank in schwere wirtschaftliche Turbulenzen geraten ist, im Jahr 2006, wechselt Warnig in Putins Reich und wird Chef der Nord Stream AG, die kurz zuvor gegründet wurde, um Erdgas-Pipelines durch die Ostsee zu legen. Als Manager im Gas-Imperium, sagt Warnig, habe er zunächst weniger verdient als bei der Bank. Aber Putin habe ihn dringend um Unterstützung gebeten, da habe er nicht widerstehen können.

Die beiden verbindet viel. Im Jahr 1993, als Putins damalige Frau bei einem Autounfall schwer verunglückt, fliegt Warnig nach Russland und holt Putins Töchter auf dessen Bitte hin nach Deutschland. Die beiden Mädchen leben lange im Haus der Familie Warnig in der hessischen Kleinstadt Rödermark. Warnigs eigene Kinder lernen von Putin in Davos das Skifahren. Zu dem erlesenen Kreis, den Putin zur Beerdigung seines Vaters im Jahr 1999 einlädt, gehört auch Matthias Warnig. Er hätte eine Weile



damit zu tun, all die Kneipen aufzuzählen, in denen er mit Putin in den Neunzigerjahren feierte, auch in der »Ritze« auf der Reeperbahn in Hamburg.

Warnig fliegt nach New York, um sich dort mit dem Medientycoon Rupert Murdoch zu treffen, der sich für Gazprom-Media interessiert. Warnig wird vom ersten stellvertretenden Ministerpräsidenten Chinas in der Großen Halle des Volkes empfangen. In der chinesischen Stadt Shenzhen geht Warnig mit der Tochter des früheren Staatschefs Deng Xiaoping essen. Im Jahr 2013 schaut der russische Präsident für ein paar Stunden bei Warnig zu Hause in Staufen vorbei. Putins Regierung stellt Warnig noch heute einen Personenschützer zur Seite, sobald er in Russland landet.

Erstaunlich, wie schnell es Matthias Warnig in sehr unterschiedlichen Systemen nach oben schafft, während viele andere Stasi-Offiziere nach der Wende abstürzen. Was hat er ihnen voraus? Liegt es an seiner Entschlossenheit, sich neuen Verhältnissen blitzschnell anzupassen und Allianzen zu schmieden?

Der ehemalige Kanzler müsste es wissen. Gerhard Schröder öffnet die Tür seines Büros in Hannover und bittet hinein. Hinter seinem Schreibtisch hängen die Porträts der deutschen Regierungschefs von Adenauer bis Merkel. Schröder serviert Espresso und setzt sich an einen Tisch, der neben einem Klavier steht. Über Warnig sagt er: »Seine Kindheit war nicht einfach, genau wie meine. Er musste sich behaupten. Und er hat, wie ich, diese Chance ergriffen.« Und da ist noch etwas, etwas Entscheidendes. »Ich habe Verständnis dafür, in einem System überleben zu wollen – gut überleben. Das System kann falsch sein, aber das Leben darin muss nicht falsch sein.«

An einer Wand hängt das Bild eines Künstlers aus Südkorea, der Heimat von Schröders Frau. Das Gemälde zeigt einen umherstreifenden Tiger. Aus listigen Augen schaut der Tiger jetzt Schröder an. Der ehemalige Kanzler wird wegen seiner Treue zu Putin seit Langem angegriffen. Aber er macht den Eindruck, als sei er bestens gelaunt. Lächelnd sagt Schröder: »Mich verletzt es nicht, wenn sich Politiker öffentlich von mir abwenden. Sollen sie doch. Ich habe nicht vor, mich für etwas zu entschuldigen.« Dazu fällt ihm eine Pointe ein: »Was sagte die britische Premierministerin Margaret Thatcher einst über sich? The lady's not for turning. Sie lässt sich nicht verbiegen. Das gilt auch für mich.«



Von Beginn an sei Warnig ihm sympathisch gewesen, sagt Schröder. Der Ex-Kanzler lobt ihn als »diszipliniert, zuverlässig und immer gut vorbereitet«. Zwischen Warnig, dem Mann mit der Pipeline, und Schröder, dem Aufsichtsratsvorsitzenden, herrschte ein konfliktfreies Einverständnis. Schröder sagt: »Matthias Warnig setzt sich durch, ohne dass der andere unbedingt merkt, dass Matthias sich durchgesetzt hat. Er kann auf seine Chance warten, ich kann das nicht.«

Soyeon Schröder-Kim betritt den Raum, Schröders Frau. Sie holt sich einen Tee, setzt sich an den Tisch und hört ihm zu. Da hebt sich die Stimmung ihres Mannes noch mehr, Scherze fliegen durch den Raum. Über seinen Freund Warnig sagt Schröder: »Politisch ist er meilenweit von mir entfernt. Er hat mit der Linken gebrochen, auch mit der demokratischen Linken. Ich glaube, er hat mich nie gewählt.« Ihre Verbindung war nicht die Politik. Es waren die Pipeline, Putin und das Geschäft. Schröder sagt: »Nach dem 24. Februar hat sich für uns beide, bezogen auf die Pipeline, nichts verändert. Wir haben sie gewollt, und sie war ja fertig.« Und er fügt hinzu: »Wir sind uns einig darin, dass man das russische Gas besser behalten hätte.« Am Ende des Gesprächs erhebt sich Schröder, zeigt aus dem Fenster und beschreibt den Weg zum Bahnhof. Seine Frau unterbricht ihn. Heute sage einem doch das Handy, wo es langgeht. Schröder stutzt einen Moment, umarmt sie und lacht.

Im Herbst löst Matthias Warnig die Nord-Stream-Büros in Moskau und St. Petersburg auf. In beiden Städten besitzt er eine Wohnung, die er kaum noch nutzt. Er schafft Kartons mit Akten fort und entlässt Angestellte. Seine Moskauer Assistentin lagert Kisten mit Firmenunterlagen in einer Abstellkammer ihres Reitstalls ein. Die Deutschen wollen kein Gas mehr aus Russland. Und die Russen wollen Deutschland keines mehr liefern. Eine doppelte Negation, die den Gebieter über die Pipelines überflüssig macht.

Bei einem Telefonat berichtet Warnig von seinen jüngsten Urlauben. Insel-Hopping in Griechenland. Toskana. Demnächst eine Schiffsreise im Indischen Ozean. Das klingt nicht, als plagten ihn finanzielle Sorgen. Fragt man ihn nach seinen Immobilien, um die sich vor allem seine Frau kümmert, dann antwortet er: »Augenblick, ich muss mal zählen... Zwei, drei, vier...« Über acht Häuser und zwei



Wohnungen verfügen die Warnigs. Hinzu kommen die Immobilien, die sie selber nutzen.

Verschafft man sich im Unternehmensregister einen Überblick, dann wird klar, dass auch die Kinder an dem wachsenden Wohlstand immer stärker beteiligt wurden. Mehrmals hat Warnig ihnen Schenkungen zukommen lassen und damit das Vermögen vor einem möglichen Zugriff von außen geschützt, zuletzt im Jahr 2021. Das war die Zeit, als die amerikanische Regierung ein Dekret gegen Nord Stream 2 vorbereitete, von schärferen Sanktionen die Rede war und sich die Schlinge um Matthias Warnig zuzog.

An einem Tag Ende Oktober hat er einen Tisch im Restaurant des Golfclubs Tuniberg am Rand des Schwarzwalds reserviert. Ganz in der Nähe wohnt er. Das Restaurant betreibt sein 42-jähriger Sohn Stefan, der in Moskau im »Café des Artistes« arbeitete und später ein Restaurant desselben Namens in Berlin eröffnete, wo er Wladimir Putin und Gerhard Schröder Austern servierte.

Matthias Warnig läuft über den regennassen Parkplatz vor dem Clubhaus und erzählt, dass der Vorstand ihm und seiner Frau nahegelegt habe, den Verein zu verlassen. Warnig, dieser Name ist schädlich. Und die Warnigs traten aus. Manchmal testet Matthias Warnig die Blicke der Menschen, die ihm begegnen. Der Apotheker zeigt sich weiterhin freundlich, aber ein paar Handwerker wollen für Warnig nicht mehr arbeiten.

Er rief einen Freund an, der sich bei ihm ewig nicht gemeldet hatte. In der Telefonleitung sei es still geblieben, als Warnig seinen Namen nannte. »Ist was?«, habe Warnig gefragt, und der Freund habe geantwortet: »Ja, ich habe ein Problem. Putin.« Schließlich habe der Freund gesagt: »Du musst dich klarer gegen Putin stellen. Ich will mit dir nichts mehr zu tun haben.«

Putin droht mit Atomwaffen, aber Warnig sieht in ihm einen treuen Weggefährten. Mit dieser Bigotterie hat sich Warnig arrangiert. In einer Doppelmoral haben sich aber auch jene Menschen eingerichtet, die plötzlich von Warnig abrücken – ob Nachbarn im Schwarzwald oder Politiker. Wie unhörbar leise blieben ihre Stimmen, als Russland die Krim annektierte? Wahrscheinlich ist es einfacher, sich mit



persönlichen Lebenslügen abzufinden, wenn man die Lebenslügen der anderen mit den eigenen zu verrechnen versucht.

Bereut Matthias Warnig etwas? Er mag solche Fragen nicht, mürrisch erwidert er: »Damit muss ich mich noch auseinandersetzen.« Am Ende des Gesprächs steht er auf und läuft durchs Restaurant, wo ihm der Präsident des Golfclubs begegnet. Und Warnig hört den aufmunternden Satz: »Ich drücke die Daumen!« Plötzlich dreht er sich um und kehrt zum Tisch zurück. Er muss noch etwas loswerden. Ein paar Wochen zuvor explodierten drei der vier Gasleitungen in der Ostsee, Sabotage. Das Gas entwich, und ein Teil des Vermögens von Nord Stream 2 löste sich auf.

Er glaube nicht, dass Russland für den Anschlag verantwortlich sei, sagt Warnig. Er war wieder in Moskau und hat Gespräche geführt. »Die Russen? Nein.« Wer dann? Ein Nato-Land? Warnig nickt stumm. England? »Ist alles Spekulation. Aber denken Sie mal darüber nach.«

In der zweiten Novemberwoche kehrt Warnig von seiner Kreuzfahrt im Indischen Ozean zurück. Seine 45-jährige Frau Elena war dabei, der achtjährige Sohn ebenfalls. Das Paar hat noch einen weiteren Sohn, der in Deutschland studiert. Er ist 21 und kam in Russland auf die Welt.

Am Telefon berichtet Warnig von seiner Reise. Südafrika, Madagaskar, Antilopen, Giraffen, Dörfer ohne Wasser und Strom, ein Stammeshäuptling mit fünf Frauen. Aber schon kreisen ihn wieder Sorgen ein. Das Internet in seiner Wohnung auf Gran Canaria ist abgestellt worden. Rechnungen blieben unbezahlt, weil seine Konten gesperrt sind.

An einem Morgen im November steht Matthias Warnig auf der Veranda seines Hauses, das er vor 17 Jahren auf einer Anhöhe in Staufen errichten ließ, am sonnenverwöhnten Süzipfel des Schwarzwaldes. Warnig bekam damals einen Tipp von einem Mann aus einem Nachbarort: Klaus Mangold, damals noch Honorarkonsul Russlands und Vorsitzender des Ost-Ausschusses der Deutschen Wirtschaft, habe ihn angerufen und auf das exquisite Grundstück aufmerksam gemacht. Das ließ sich Warnig nicht zweimal sagen.



Sein Blick schweift über das Tal. »Bei guter Sicht«, sagt er, »kann man bis Colmar und Mulhouse gucken.« Auf dem Hügel gegenüber eine Burgruine, unten die kleine Stadt mit ihren verwinkelten Gassen. Ein rasenmähender Roboter dreht in dem sorgsam gestalteten Garten seine Runden. In der Mitte ein Swimmingpool, in dem Matthias Warnig morgens seine Bahnen zieht. »Tausend Meter täglich.«

Er geht in sein großzügig geschnittenes Haus, die Schwiegermutter ist auch wieder da und hat ein Buch über »richtiges Deutsch« vor sich liegen. Mit ihr unterhält sich Warnig auf Russisch, die ganze Familie pendelt hin und her zwischen zwei Sprachen. In der Schule halten sich ukrainische Flüchtlingskinder an Warnigs Sohn, wenn sie etwas nicht verstehen.

Matthias Warnig zieht sich ins Arbeitszimmer zurück. Holzdielen, hohe Bücherregale, auf Sideboards ein paar Elefanten aus Porzellan. Überall auf der Welt stöbert Matthias Warnig auf Flohmärkten und in Antiquitätenläden nach Elefanten. Aber er kann nicht sagen, was er in ihnen sieht. Mag er sie, weil sie groß und stark sind, aber auch sanft und sozial? Er kann seine Zuneigung nicht begründen, und das ist seltsam. Fehlen ihm die Worte, oder fehlen ihm die Gefühle?

Seit seiner Geburt, sagt Warnig, leide er an einer Fehlstellung der Augen, an die er sich gewöhnt habe. Ein Auge macht nicht mit. Man ist geneigt, seine Sicht auf die Welt zu einer Metapher zu erheben. Oder tut man ihm damit unrecht? Ihm entgeht der Unterschied zwischen Nähe und Ferne, er kann nur zweidimensional sehen. Nie hat er so etwas wie Tiefe erfassen können, ihm fehlt eine ganze Dimension.

Warnig zieht ein Schreiben aus einer Schublade. Die Commerzbank will ihn nicht mehr, er soll mit seinem Wertpapierdepot verschwinden. Eine Bank darf Kunden aussortieren, ohne das konkret begründen zu müssen. Zwar steht Warnigs Name auf keiner Sanktionsliste in Europa, aber die Bank kappt die Verbindung zu ihm aus Angst vor den USA. Auf die Amerikaner sind viele Banken wegen der Dollargeschäfte angewiesen. Wer Warnig als Kunden akzeptiert, setzt den Zugang zu internationalen Märkten aufs Spiel.

Die Aktien in seinem Depot dürfe er nicht an der Börse verkaufen, sagt Warnig. Denn falls ein Amerikaner die Papiere erwerben sollte, könne es passieren, dass sich die



Sanktionsbehörde der USA einschalte. Die Commerzbank macht ihm Ärger, ausgerechnet die Commerzbank. In ihr löste sich einst die marode Dresdner Bank auf, die sich von Matthias Warnig in Putins Reich hatte eskortieren lassen.

Auch die Rechtsschutzversicherung hat Warnig geschrieben, Ende des Vertrages. Immerhin wird Nord Stream 2 auch im Jahr 2023 am Leben bleiben. Alexej Miller, der Chef von Gazprom, hat Garantien ausgesprochen, der Konzern wird für alle Kosten aufkommen. Warum nur? Eine der Röhren blieb beim Anschlag heil. Und darauf baut Miller seine Garantie, auf eine einzige Leitung? Miller hat beschlossen, den kläglichen Rest der Firma zu retten. Und was Miller meint, zählt.

Während seiner Reise nach Moskau hat Warnig auch Putin wieder besucht. »Er bemüht sich sehr, den Kontakt zu mir zu halten«, sagt Warnig. Putin schotte sich vor der Außenwelt ab, »die Selbstisolation ist eine Katastrophe«. Putins Angst, sich mit Corona zu infizieren, sei unvorstellbar groß. Fast niemand habe mehr Zugang zum Herrscher, und wenn doch, dann oft nur noch per Videoschle und Telefon. »Der Einzige, der ihm noch was sagen kann, bin ich.«

Ist Putin krank? »Dafür habe ich keine Anzeichen.«

Wird hinter den Kulissen gegen Putin gemeutert? »Das sehe ich nicht.«

Ist Russland ein Mafiastaat? »Mafia? Ich sehe keine Organisation. Jeder klaut für sich allein.«

Bei Matthias Warnig klingelt das Telefon, seine Frau ruft an. Sie ist in Freiburg unterwegs, kehrt erst später zurück. Am Ende sagt er zu ihr: »Dawai, dawai.« Los, los. Dann setzt er sich in sein Auto und fährt durch Staufen, eine zerrissene Stadt. In dem Haus, das er im Jahr 2006 baute, ließ er keine Gasleitungen legen. Er vertraute auf Erdwärme, ein Loch wurde tief in den Boden gebohrt. Damit zählte er in Staufen zur Avantgarde. Aber als der Bürgermeister im tiefer gelegenen Ortskern ebenfalls bohren ließ, brach eine kleine Welt zusammen. Durch einsickerndes Grundwasser schwoll eine Schicht in der Erde an und dehnte sich nach oben aus, sodass im Rathaus Risse entstanden. Es musste aufwendig saniert werden. Damals setzten Hauseigentümer überall im Ort auf Geothermie, rund 270 Gebäude wurden rissig. Was oben bei den Warnigs reibungslos klappte, geriet unten im Tal zum Fiasko.



Am Silvestermorgen ruft Matthias Warnig an. Vor ein paar Tagen ist er auf Gran Canaria gelandet und hat sich eine Erkältung eingefangen. Hustend wünscht er einen »guten Rutsch« und dass das Jahr 2023 »auch positive Nachrichten bringen« möge. Er klingt wie ein Mensch, der an etwas glauben möchte. »Guten Flug«, sagt er noch.

Am Neujahrstag steigt er mit ein paar Bekannten auf eine Jacht, die er sich mit einem Freund angeschafft hat, ein imposantes Boot der Eine-Million-Euro-Kategorie. Warnig hat keinen Bootsführerschein, deswegen heuert er oft einen Kapitän an, einen pensionierten Italiener. Draußen auf dem Meer, so erzählt Warnig es später, sei er einer der wenigen gewesen, die ins Wasser gesprungen seien. Es habe ihn viel Kraft gekostet, sich gegen die Strömung zurück zum Boot zu kämpfen. Matthias Warnig gegen den Strom – ob er sich dieses Bildes bewusst ist?

An einem der Abende auf Gran Canaria wird er in einem Restaurant von Freunden umringt, mit denen er die Ferien verlebt. Holger, ein fröhlicher Grundschullehrer aus Hessen, ist dabei, Michi, ein extrovertierter Unternehmer aus Hamburg, der den Ottifanten-Maler Otto Waalkes für dramatisch unterschätzt hält. Außerdem sitzt da ein Comedian, der seinen Namen nicht in der Zeitung lesen will, nicht im Zusammenhang mit Warnig. Der Künstler muss an seine Tournee denken.

Einmal gesellt sich auch ein Elektromeister aus Niedersachsen dazu, den die anderen Klausie nennen. Klausie verlegte in Russland Kabel, in Armenien, im Kosovo, in Somalia, lauter Kriseneinsätze. Klausie hat gerade mit Frank Hanebuth telefoniert, dem langjährigen Anführer der Hells Angels, der in Nigeria massenhaft Holz beschaffe und dafür Großhändler in Deutschland suche. Klausie erzählt auch von der Jacht, die er sich mit Matthias Warnig kaufte. Sie haben das Boot nach Katharina der Großen benannt. Allerdings haben sie die russische Kaiserin mit C geschrieben, Catharina, dann fällt das Boot nicht so auf.

Für Warnig sind diese Abende eine willkommene Ablenkung. Ein paar Blödeleien, Badelatschen-Dialoge. Warnig sagt, er schaue nur noch selten fern, die Berichterstattung in Deutschland sei einseitig. »Alle Russen sind Verbrecher, alle Ukrainer sind Helden. Das Schwarz-Weiß-Denken gefällt mir nicht.«



Am folgenden Morgen lässt er sich von einem Immobilienmakler in eine Nachbarstadt begleiten. Fernando heißt dieser Mann, ein Spanier, der Englisch spricht. Er soll für Warnig übersetzen. Fernando war es auch, der Warnig einen neuen Internet-Anbieter besorgte, als jemand mit einem einwandfreien Konto benötigt wurde. Fernando fährt mit Warnig zur Santander-Bank, wo die beiden eine Wartenummer ziehen. Eine halbe Stunde lang verhandeln sie mit einem Angestellten. Mit einem Wust Papieren verlässt Warnig die Bank, aber sein Geld bleibt gesperrt. Er will es der russischen Schwiegermutter übertragen, aber nun ist auch ihr Konto eingefroren. Deswegen soll Fernando auch noch die Schwiegermutter zur Bank bringen. Fernando, der große Entfroster.

Schließlich ist auch Warnigs russische Frau Elena bereit, mit der ZEIT zu sprechen. Sie hat gezögert und möchte, dass ihr Mann dabei ist. So sitzen die beiden in einem Restaurant im Hafen, bestellen Essen und warten auf die Fragen. Zuvor hat Matthias Warnig davon berichtet, dass die Ehe beinahe an seiner Nähe zu Putin gescheitert wäre. »Wir standen kurz vor der Scheidung.« Viele von Elenas Verwandten leben in Russland, leiden unter der mangelhaften Gesundheitsversorgung und der Korruption. Vor ein paar Jahren, als Matthias Warnig mal wieder nach Moskau aufbrach, habe seine Frau zu ihm gesagt: »Ich wünsche dir keine gute Reise. Du fährst zu einem Mörder.« Aber seit dem Krieg habe sich alles gedreht.

Elena Warnig lächelt, als sie von einem angeblichen Genozid erzählt, einem Völkermord, begangen von den Ukrainern. »Ich kann nicht gegen Putin sein«, sagt sie. »Ich möchte nicht in einer Welt leben, in der Russland besiegt wird.« Hört man ihr länger zu, könnte man meinen, die Nato habe Russland überfallen.

Selenskyj, der Präsident der Ukraine, sei nur eine Marionette. Wessen Marionette? »Das wissen Sie doch«, sagt sie, und ihr Mann fährt dazwischen: »Lena, hör auf damit.« Elena Warnig sagt: »Wer in Deutschland die Wahrheit über Selenskyj ausspricht, der riskiert Gefängnis.« Auf ihrem Handy zeigt sie ein Video, das sie auf ihre Facebook-Seite gestellt hat. Angeblich sieht man ukrainische Nazis, die einen Freudentanz aufführen. Da wird ihr Mann fuchsig. »Lena, jetzt ist Schluss damit!« Daraufhin erhebt sie sich und geht. Schweigsam bleibt Matthias Warnig zurück. Später,



auf dem Heimweg, sagt er noch: »Ja, das ist meine Frau. Aber am Ende hält sie immer zu mir.«

Im Hafen sitzt Matthias Warnig manchmal allein auf seinem Boot, sieht sich am abendroten Himmel satt und lässt die Gedanken ziehen. Vielleicht endet das Drama bald, vielleicht. »Ihr gewinnt den Krieg nicht«, habe er neulich zu Putin gesagt, »es gibt in diesem Krieg keine Gewinner.« Putin habe ihm nicht widersprochen.

Warnigs Sohn Stefan hat seinem Vater anvertraut, dass er sein Restaurant im Golfclub aufgeben werde. Das hat viele Gründe, aber ein Grund ist der verseuchte Name, Warnig. Axel Hefer, der Chef im Aufsichtsrat von Schalke 04, hat Matthias Warnig eingeladen, gemeinsam ein Bundesligaspiel anzuschauen, im Stadion, wie früher. Aber Warnig traute sich nicht. Was, wenn ihn dort jemand fotografiert? Würde man ihn nicht anfeinden? In ihm einen Unbelehrbaren sehen?

Inzwischen handelt Warnig nicht nur wie ein Toxikologe, er denkt auch so. »Ich bin nicht verurteilt worden, werde aber bestraft, bis hin zur Sippenhaft«, sagt er. »Ich bin im Auswärtigen Amt, im Kanzleramt und im Wirtschaftsministerium ein und aus gegangen. Die wollen keinen Kontakt mehr zu mir.«

Am 31. März endet sein Vertrag als Firmenchef, dann wird das Gas der Russen für ihn Geschichte sein. Matthias Warnig – ein Rentner im Schwarzwald. Womit könnte er dann sein Leben füllen? Putin habe ihn eingeladen, ihn »mal richtig« zu besuchen, gleich mehrere Tage lang. Matthias Warnig sagt, er habe sich noch nicht entschieden.